

Hunsrücker Heimatblätter



Hunsrücker
Geschichtsverein e.V.

Nr. 156
JAHRGANG 53
DEZEMBER 2014

Elke Heinemann

„Hoffentlich bekommen wir Frieden“**Friedrich Karl Ströher's Berliner Jahre, seine Freundschaft mit Major Keferstein und sein Einsatz im Ersten Weltkrieg**

Selbstbildnis Friedrich Karl Ströher. Hunsrück-Museum.

Nach Abschluss seiner Stubenmalerlehre in Bernkastel ging Friedrich Karl Ströher im April 1894 mit seinem Bündel auf dem Rücken und mit vierzig Mark in der Tasche zusammen mit drei anderen Handwerksburschen auf die Wanderschaft¹, um neue Städte und Regionen kennen zu lernen und sich weiterzubilden, ein grundlegendes Verhalten, das für das weitere Leben Friedrich Karl Ströher's, des jungen Mannes aus dem kleinen Hunsrückdorf Irmenach, typisch und prägend wurde. Sein Drang Neues zu sehen und zu erfahren, fremden Menschen zu begegnen und neue Anregungen in sich aufzunehmen, führte ihn durch weite Teile Europas. Erst nachdem er sich 1921/22 in Irmenach ein Haus mit einem Atelier gebaut und Charlotte Geisler, die Tochter eines Berliner Kommerzienrates und ausgebildete Krankenschwester, geheiratet hatte, wurde er

in seinem Heimatdorf Irmenach sesshaft. Dort entwickelte er in seiner letzten Schaffensphase einen ganz neuen, eigenen Stil in der Aquarellmalerei und schuf eine Fülle ausdrucksstarker Gemälde, für die er sich sein bäuerlich, dörfliches Umfeld zum Thema nahm, und es wahrhaft meisterlich gestaltete.

Sein starker Wunsch, zu lernen und sich auszubilden, brachte ihn im Winter 1894/95 zunächst in die Zandersche Malschule nach Halle zum Studium der Dekorationsmalerei.

1895/96 finden wir ihn ebenfalls dort zur Ausbildung. In den Wintern 1896/97 bis 1898/99 setzte er seine Studien in der Kunstgewerbeschule in Zürich fort. Diese wurden immer wieder durch Phasen der sommerlichen Saisonarbeit als Maler in den verschiedensten Städten unterbrochen, weil er sich das notwendige Geld für seine winterlichen Studiensemester verdienen musste. In der Kunstgewerbeschule in Zürich lernte er das Zeichnen und hier wurde auch seine intellektuelle Wissbegier und Aufnahmebereitschaft angeregt.

Bei seiner ersten Wanderung 1894 war er schon in Düsseldorf mit den Ideen der Sozialdemokratie in Berührung gekommen, und diese Inhalte vertiefte er während der Jahre in Halle bei Gesprächen mit seinem Zimmervermieter, der, wie Ströher in seinen Lebenserinnerungen schreibt, den Typus des intelligenten, gut bezahlten, klassenbewussten Arbeiters repräsentierte.² Dort trat er auch in die Malergewerkschaft ein. Er schreibt dazu: „Noch hatte ich die sozialistischen Ideen nicht ganz begriffen. Ich hatte aber schon

einen ziemlichen Hass gegen das Unternehmertum entwickelt.“³

In Zürich prägt und erweitert er seine Erkenntnisse. Dort macht er neben den Erfahrungen mit den Sozialisten Bekanntschaft mit den Anarchisten, stürzt sich nun kopfüber „in das politische Getriebe“⁴ und beginnt sich dabei selbst in einen Anarchisten zu wandeln. Nach den Ausführungen in seinen Lebenserinnerungen zu schließen, sind es wohl das Bestreben der Anarchisten „frei zu sein und sich keinem inneren und äußeren Zwang zu fügen“ sowie ihre Selbständigkeit, ihre Diskussionsbereitschaft, ihr Hass auf die kapitalistische Gesellschaft, ihr Ringen um die moralische Erneuerung der bürgerlichen Gesellschaft, die ihn faszinieren⁵. Er liest anarchistischen Lesestoff, „er vertieft sich in die Gedanken von Michail Bakunin, Peter Kropotkin, er hört Vorträge von Bebel und Gustav Landauer, er kommt darüber hinaus mit Tolstois und Nietzsches Werk in Berührung, und er interessiert sich für das Tun und Denken der Mitglieder des „Ethischen Kongresses“. Moritz von Egidy und Friedrich Wilhelm Foerster fordern in dieser Bewegung einen ethisch begründeten Pazifismus und ein Christentum tätiger Nächstenliebe.“⁶

Er begeistert sich jetzt vor allem für Tolstois Gedanken von der Kunst fürs Volk. Ströher schreibt zu dieser enorm kreativen und intellektuell anregenden Zeit: „In den zwei Jahren; die ich in Zürich verbracht habe, fühlte ich mich glücklich. Dort wurde ich erst zum denkenden Menschen.“⁷ Hier wird der unbedingte Pazifist und Kriegsgegner geboren, dem diese Gedanken für sein ganzes Leben wichtig und richtungsweisend sind.

1899 ging er nach Paris, um sich im Zeichnen und Malen in der Akademie Colarossi ausbilden zu lassen. Die Pariser Zeit dauerte bis 1905. Sie wurde immer wieder unterbrochen durch die unvermeidlichen

Arbeitsphasen auf verschiedensten Baustellen, um seinen Unterhalt und sein Studium zu bezahlen, denn das Geld, das ihm sein Vater aus seinem Erbe auszahlte, reichte selbst bei Ströher so extremer Sparsamkeit und Bedürfnislosigkeit nicht zum Leben, auch wenn er immer wieder weitere notwendige Entnahmen aus seinem Erbe anforderte. Als Malschüler kam er gut voran und hatte, wie seine Zeugnisse ausweisen, bald als der Beste unter den Besten Erfolge.

1901 suchte er in Berlin Malerarbeiten, um wieder Geld zu verdienen. Dort sah er in einem Heft Abbildungen Leistikowscher Arbeiten und beschloss diesem Maler seine Mappe mit Arbeiten vorzulegen. Obwohl er kein Empfehlungsschreiben hat, kann er dem schon sehr anerkannten Leistikow seine Mappe vorlegen: „Er sah sich mit großem Interesse meine Arbeiten an, lobte sie, aber die größte Anerkennung war doch, dass er mich einlud, einige derselben in der Secession⁸ auszustellen.“ Drei Arbeiten wählte Leistikow aus und ließ sie noch auf Kosten des Vereins rahmen. Ströher ist nun in der vorderen Linie der jungen Maler angekommen. Aber er ist bei aller Freude doch noch unsicher. Er schreibt dazu in seinen Lebenserinnerungen (S.106) „Bis dahin hatte ich wenig Ahnung von dem ganzen Ausstellungswesen. Ich wollte doch noch immer Dekorationsmaler bleiben und durfte doch als solcher nicht ans Ausstellen denken.“

Aus diesem Ereignis zieht er nun eine äußerst wichtige Schlussfolgerung, nachdem sein Name in einer Kunstzeitschrift in einem Artikel über die Ausstellung in der Secession erwähnt wird. „Es macht ja so viel Freude, seinen Namen zum ersten Male lobend erwähnt zu sehen. Seit ich wusste, dass meine Leistungen wert waren, mit Arbeiten erster Künstler ausgestellt zu werden, war mein Entschluss gefasst, Künstler zu werden.“⁹

1904 dann, bei einem weiteren Aufenthalt in Berlin, schreibt er an den Vater (Brief Nr.15 Bd.1 vom 30.03.1904)¹⁰, dass er im vergangenen Jahr, als er in Berlin war, mit Prof. Kampf gesprochen habe. „An der Akademie gibt es Ateliers welche jungen Künstlern unentgeltlich überlassen werden und werden Ihnen noch nebenbei vom Staate Gelder für die Modelle zu bezahlen bewilligt, dieser Künstler, einer der berühmtesten Deutschlands hat solche Ateliers unter sich, die er vergeben (kann) dieselben sind nicht oft frei, da welche drin sind so lange wie möglich bleiben (sic).

Er hat mir nun das erste das frei wird versprochen und glaubt er daß bis spätestens nächsten Frühling eins frei wird. Ich kann Dir ja gar nicht beschreiben was von diesem für mich abhängig sein kann durch diesen Mann kann mir der Weg in die Zukunft gebahnt werden den ich im anderen Falle zu schwer gefunden hätte und mein streben vielleicht erschlafft wäre. Nun muss ich meinerseits sehen bis dahin so tüchtig zu werden daß ich das Atelier wirklich verdiene.“ (Brief Nr.15, 30.04.1904)¹¹

Am 10. Mai 1905 berichtet er seinem Vater in einem Brief, dass Prof. Kampf ihm geschrieben habe, dass er nun nach Berlin kommen solle. Ende des Monats will er, nachdem er in Paris noch eine Arbeit abgeschlossen hat, von Paris wegfahren. (Brief Nr. 22, 10.05.1905)

Im gleichen Monat ist er dann in Berlin (Brief Nr. 24, 25.05.1905), um als Meisterschüler ein eigenes Atelier zu seiner weiteren künstlerischen Ausbildung zu beziehen. Er erzählt, dass er ein schönes großes Atelier hat. Es hat fließendes Wasser und eine Dampfheizung, dazu einen Diener, der das Atelier in Ordnung hält, er bekommt Staffeleien und Schemel und einen Arbeitstisch. Einen weiteren Tisch, ein paar bessere Stühle und ein Sofa wird er sich kaufen. Prof. Kampf hat ihn auf das Beste empfangen und so

glaubt er „Wenn ich mich eingelebt und eingerichtet habe wird ja auch alles gut gehen.“ (Brief Nr.25, 28.05.1905) Und tatsächlich nehmen seine Kollegen in der Akademie ihn freundlich auf. Natürlich gibt es am Anfang auch Schwierigkeiten und Enttäuschungen, wie der Brief Nr. 31 vom September/ Oktober 1905 erkennen lässt. Prof. Kampf hatte offensichtlich eine Malschule begründen wollen, wobei Ströher sich Hoffnungen auf eine Lehrerstelle machte, die sich dann aber zerschlagen haben, „da sich so viele schon vorher gemeldet haben und es selbst noch eine Frage ist ob sie eingerichtet wird.“ (Brief Nr. 31, von Sept./Okt. 1905) Wichtig für ihn ist, dass der Prof. mit ihm zufrieden ist „nur soll ich recht viel für mich arbeiten und ein großes Bild anfangen. Ich kann ruhig sagen ich bin der talentvollste von allen hier und möchte darum auch zeigen was ich kann. Wenn ich etwas bedeutendes geleistet habe werde ich auch sicher etwas bekommen und vom Prof. bevorzugt, es ist mir nur so peinlich, ihm immer wieder erzählen zu müssen daß ich kein Geld habe und darum gezwungen sei zu verdienen.“ Es bleibt ihm nichts anderes übrig, er muß den Vater wieder um Geld bitten. (Brief Nr. 31)

Am 21.11.1905 schreibt er im Brief Nr. 35, „ich gewöhne mich jetzt besser an Berlin die Kollegen sind hier sehr nett und verkehren sehr gerne mit mir. Ich will jetzt fleißig arbeiten und etwas gutes machen.“ Im nächsten Brief erfährt der Leser, dass Prof. Kampf Ströher einen Mäzen vermittelt hat, der das junge Talent nun finanziell unterstützt und sich für seine Arbeiten interessiert. Es ist Herr Naber aus Rheydt, der jetzt hinter Ströher steht. Er wird ihm ein Darlehen über 3000 M auf zwei Jahre verteilt geben, dass er zurückzahlen kann, wenn er seine Gemälde erfolgreich verkauft hat oder es durch Bilder aus seinem Bestand abgleichen kann. Friedrich Karl Ströher schreibt dazu: „Dadurch, dass Prof. Kampf dieses tat hat er bewiesen

welch großes Interesse er an mir nimmt auch hat mir der Herr dieses versichert und merke ich wie ich sein Bevorzugter bin denn er kommt mich am meisten besuchen.“ Mit der Protektion von Prof. Kampf und dem Geld seines Mäzens will er nun versuchen weiterzukommen und eifrig arbeiten „um mich dessen würdig zu erweisen und weiter zu verdienen.“ Brief Nr. 35, 04.02.1906)

Die neue Situation stimmt ihn positiv und beflügelt sein Schaffen. Der Professor bleibt auch weiterhin nett und freundlich zu Ströher, lädt ihn auch zu einem internationalen Kreis von Schülern, derzeitigen und ehemaligen, zu sich nach Hause ein. Ströher, der solche Festlichkeit eigentlich nicht mag, kleidet sich im Pfandleihhaus entsprechend, aber kostengünstig ein mit einem Gehrock und einer Weste. Er meint, dass er sich an solche Anlässe gewöhnen müsse und ist gleichzeitig froh, französisch zu sprechen, um so auch an der Konversation teilnehmen zu können. (Brief Nr. 36, o.D.)

Im Sommer geht er nach Hause aufs Land, um sich zu erholen und zu malen. Als er nach Berlin zurückkehrt, bringt er von dort einen reichen Ertrag an Gemälden und Skizzen mit, die Prof. Kampf besonders gut gefallen, vor allem das Portrait des Vaters und das vom Herd mit seiner Schwester Karoline am Butterfass begeistern ihn. Sein Lehrer rät ihm, öfter auf den Hunsrück zu fahren und dort lohnende Motive zu finden. (Brief Nr. 37, 14.08.1906) Wenig später lobt ihn Kampf vor seinem Mäzen, er sei auf dem richtigen Weg „und er sei zufrieden mit mir“. (Brief Nr. 39 vom 19.10.1906)

Ströher ist eindeutig auf einem guten Weg, so dass er auch Intrigen und Enttäuschungen verkraften kann, die sich bei einem Wettbewerb ergeben, wo er eindeutig benachteiligt wird und ein anderer, dessen Arbeiten wesentlich schlechter sind, den Preis erhält, nur weil der Bewerber der „Sohn des Bibliothekars an der hiesigen Akademie“ ist und

die Jury diesen Kandidaten bevorzugt. „Prof. Kampf hat sich geärgert da meine Arbeiten bei weitem die besten waren auch alle Maler für mich stimmten. Weil aber der andere der Sohn eines immerhin bekannten Mannes war, der sicher viele persönliche Freunde in der Commission hatte und verschiedene meine Arbeiten nicht verstanden, bekam er ihn. Deswegen werde ich nicht verzweifeln, aber du siehst wie nach oben hin Protection und Verwandschaft eine große Rolle spielen und es nicht nach Verdienst geht. Vielleicht veranlasst Dich dieses unsere heutigen Zustände weniger rosig anzusehen.“ (Brief, Nr. 41, 08.11.1906.)

In dieser Situation bauen ihn Verkäufe seiner Bilder, die er in Irmenach gemalt hat, wieder auf. So erhält er für eines dieser Gemälde (2 Mädchen von der Nachbarsfamilie Kopp) einen guten Preis. Prof. Kampf hat es für ihn für 600 M an den Kunstverein verkauft und das Gemälde wird dann auch in der Zeitschrift des Kunstvereins erwähnt. Weitere Verkäufe von Gemälden, die er in Irmenach entworfen oder angefangen und in Berlin zu Ende gemalt hat, zeigen, welch wachsendes Interesse es an Ströhers Kunst gibt. Ein kleines Bild von „Koppes Küche“ kann er für 250 M verkaufen. Prof. Kampf meint, es sei 400 M wert gewesen. (Brief Nr.41, 08.11.1906)

Ströhers Kommentar zu dem Verkauf des großen Gemäldes für 600 M gibt einen guten Eindruck von seinem sparsamen und redlichen Wesen: „Das Geld habe ich mir auf die Sparkasse getan um später, wenn ich mein Geld was ich jetzt habe verbraucht habe, nicht ohne Geld zu sein ich hätte es auch so brauchen können doch will ich mich lieber einrichten hoffentlich kann ich bis dahin noch etwas hinzutun.“(Nr. 42, 26.11.1906)

Ströhers Lehrer erklimmt derweil das höchste Amt an der Akademie, als er mit 43 Jahren deren Präsident wird. (Brief Nr. 52, 17.05.1907)

Eine weitere Tür tut sich indes für Ströher auf: Am 15.10.1907, Brief Nr. 55, kann Friedrich Karl Ströher seinem Bruder berichten, dass er „seit gestern“ an der Malschule unterrichtet. Zunächst sind nur wenig Schüler da, gerade so viele, dass die Kosten gedeckt werden. Da helfen ihm immer neue Verkäufe seiner Bilder und die guten Kritiken zu seinen Gemälden in der Ausstellung, vor allem die von einer Kunstzeitschrift. Im Brief Nr. 56, 27.10.1907 weist er seinen Vater darauf hin, dass er schon für 2200 M an Sachen verkauft habe, „die ich zu Hause gemacht habe und habe dabei noch eine Anzahl Arbeiten die ich dort gemacht habe, doch unser Beruf ist teuer so habe ich letzten Monat fast alleine 30 M für Material gebraucht.“ Wenig später im Dezember 1907 berichtet er, dass es mit der Schule jetzt besser gehe „und habe ich 6 Schüler, doch ist der Verdienst noch klein weil die Auslagen dieselben sind als wie für die doppelte oder vierfache Zahl, ich denke daß es nach Neujahr noch besser gehen wird.“ (Brief Nr. 59 vom 21.12.1907) Herr Naber aus Rheydt war in der Woche davor wieder bei ihm, „jetzt habe ich doch das Geld was ich von ihm hatte aufgebraucht, er sagte mir daß er es wiederhole, daß er im Notfalle immer mich unterstützen würde. Doch wäre es mir angenehmer, wenn ich es nie nötig hätte, denn es ist immer ein Abhängigkeitsgefühl was man hat, in einem Jahr kann sich ja manches ereignen, ohne daß ich gerade überschwängliche Hoffnungen hege“ (Brief 59). Im Brief Nr. 60 vom 26.01.1908 erzählt er: Die Schule hindert mich daran (nach Irmenach zu kommen), jetzt bringt sie ja auch schon etwas ein, es wird so zwischen 60 und 70 M monatlich schwanken zu Weihnachten bekam ich 81 M ausbezahlt.“

In den Jahren 1906 bis 1912 geht es Ströher recht gut, ja man kann ohne weiteres sagen, dass es seine erfolgreichsten Jahre sind, in denen er die Ernte seiner

langen Studienjahre einfahren kann. Er selbst schreibt dazu im Brief Nr. 75 vom 30.09.1910: „Es geht mir ganz gut und komme ich gut zurecht hoffentlich wird es weiter so gehen und verhältnismäßig besser mit der Zeit, ich habe wieder 400 M für ein Bild bekommen was ich hier gemalt hatte so dass ich im letzten Jahr schon ein nettes Einkommen hatte.“

Von seiner Studienreise nach Frankreich bringt er „eine ganze Anzahl von Bildern und Studien“ mit nach Berlin und er habe „schon etwas davon verkauft und hoffe auch noch weiter etwas los zu werden. Reich werden tu ich immer noch nicht, aber ich verdiene doch mein Leben, ich werde wohl nächsten Sommer wieder dorthin reisen, denn es hat mir gut da gefallen. Dort kann man wenigstens arbeiten ohne vor dem Regen angst haben zu müssen.“ (Brief Nr. 80, 4. 11.1910)

Er hat in der Zeitung eine gute Kritik und schreibt darüber im gleichen Brief von 1910: „Ich hatte dieses Jahr in der Frankfurter Zeitung eine gute und lange Kritik über mein Bild in der hiesigen Ausstellung (Große Berliner?) die hatt mir doch viel genützt. Leute die schon etwas von mir haben freuen sich und sind jetzt die Bilder schon viel wertvoller, sie bekommen Mut noch etwas zu kaufen und sprechen auch mit anderen darüber. Es ist nicht genug daß der Künstler gut arbeitet, sein Ruhm muß gemacht werden.“ Und im nächsten Brief fährt er fort: „Dieses Jahr ist auch für mich kein schlechtes gewesen und bin ich auf weiteres aller Sorgen frei und kann mich ruhig meiner Arbeit widmen, augenblicklich bin ich noch in meinem Atelier in der Akademie bis zum Sommer, Herr Naber wollte dafür sorgen daß ich noch länger bleiben kann doch ich will nicht mehr, ich will mein eigener Herr werden ich kann auch jetzt auf die Vorteile die ich dort habe verzichten, hoffentlich werden die späteren Jahre nicht schlechter.“

In dem Brief hier genannten Brief (Nr. 81, 23.12.1910) sieht man auch, dass er in Berlin in der Kunstakademie und auch in dem Kreis von Hunsrückern, die nach Berlin gezogen sind, recht gut vernetzt ist. Weihnachten steht vor der Türe, ein Familienfest, wie er selbst auch meint, aber er ist nicht allein.

Da ist der Major Keferstein. Den Major hat er als Schüler seiner Malschule in der Akademie kennen gelernt und sich mit ihm angefreundet. Mit ihm verbindet ihn bald eine lebenslange und für Karl Friedrich Ströher bedeutende und wichtige Freundschaft. So ist er auch in diesem Jahr wie schon in den beiden vorhergehenden Jahren für dem 24. Dezember bei dem Major und seiner Familie eingeladen, und die Freunde bedenken ihn auch in diesem Jahr mit einem eigenen Weihnachtstisch. (Brief Nr. 82, 28.12.1910) Er wird bis in die Kriegsjahre hinein entweder dort Gast zum Fest sein oder, wenn das nicht möglich ist, mit Paketen verwöhnt werden.

Den ersten Feiertag verbringt er dann bei der Familie von Leo Mayer, seinem Freund aus dem Hunsrück.

Der Major begegnet dem Leser der Briefe schon im Sommer 1908. Ströher wird eine Sommerreise nach Russisch Polen machen „zu einem meiner Schüler ein Major a. D. dessen Bruder dort ein Gut hat und werden wir uns in dem Hause seiner verstorbenen Tante einrichten. Die Reise geht über Breslau nicht sehr weit nach Russland hinein.“ (Brief Nr. 67, 30.5.1908) Es ist ein dicht besiedelter Landstrich, wo „über 100 Millionen Menschen“ wohnen. „Ich hoffe dort wenigstens 3 Monate zu bleiben, nicht weit davon ist Österreich Galizien und die Stadt Krakau, welche ich auch besuchen will.“ (Brief Nr. 67) „Er hatte sein Modell (Olga) mitgenommen u. hat hier das Bild ‚Mädchen im weißen Kleid auf grüner Wiese sitzend‘, angefangen, es dann später in Berlin vollendet.“¹² Später will auch sein Freund Otto, der Bildhauer, dorthin kommen. Das Leben ist in Russisch-Polen billig, das Pfund

Fleisch kostet dort 25 Pfg., und er hofft, sich dort zu erholen. Er ist froh, dass er jetzt diese Gelegenheit hat, und er äußert sich im nächsten Brief (Nr. 68, 31.08.1908) begeistert über den kleinen Ort Pilica, wo er sich aufhält, der nicht größer ist als Irmenach aber malerisch und schmutzig, was den Reiz jedoch noch erhöht. „Die Wege sind hier sehr schlecht, namentlich im Orte steht der Schlamm in den Strassen glücklicher Weise wohne ich am Ende des Ortes in einem Hause, wie ich Dir schrieb gehört dieses den Verwandten des Herrn Major der Major ist ein deutscher Major doch ist die ganze Familie hier ansässig. Die Landschaft erinnert in vielem an den Hunsrück mit seinen Tälern und Hügeln doch ist das Pilicatal sehr freundlich und weiter unten sehr fruchtbar hier entspringt die Pilica der größte Nebenfluss der Wolga. Adresse ist Pilica Gouvernement Kielce Russland.“

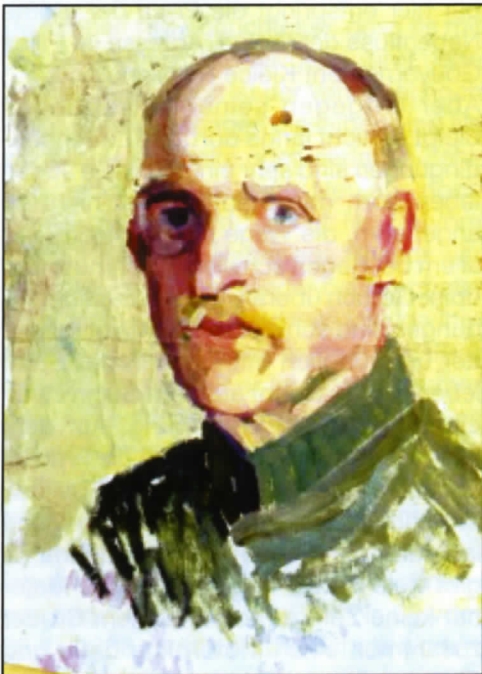
Aber entgegen seinen Erwartungen bleibt er nicht lange dort. Die Lebensbedingungen sind sehr einfach, viele Juden leben dort, das Städtchen ist nicht so angenehm, die Wege sind schlecht, vor allem bei Regen schwierig, Schmutz und übler Geruch überall. Die Ausreisebedingungen sind schwierig. Der Major selbst, der ursprünglich mit ihnen in der Stadt leben wollte, wohnt auf dem Gut in zweieinhalb Stunden Entfernung. Auf dem Gut ist stets viel Besuch und die Frau ist hochschwanger, die Fahrt dorthin bei den schlechten Wegen ist sehr schwierig und lang und die Wagen sind unbequem. Es gibt viele Bettler in der Stadt. Der Major hat keine Zeit, da er mit seinem Bruder zusammen einen Motorpflug baut, und Ströhers Freund Otto kommt nicht. Kurz und gut, er fühlt sich dort nicht wohl, er langweilt sich und reist ab – über das Dreikaisereck, wo Russland, Österreich und Deutschland zusammenstoßen, über Breslau, Dresden und die sächsische Schweiz nach Berlin, wo es ihm zu heiß ist. Von dort kehrt er zurück an die Elbe bei Meißen nach Dresden zu und will

bis Ende des Monats dort bleiben. (Brief Nr.69, 11.08.1908)

Für 1911 ist er wieder nach Russland eingeladen, diesmal auf das Gut eines Schwagers des Majors „doch werde ich wohl nach Hause kommen. Und ein andermal hinmachen.“ So schreibt er 1910. (Brief Nr. 79, Sept/Okt.1910)

Man erkennt aus den Briefen, dass eine feste Freundschaft Ströher und den Major verbindet, auch wenn die Russlandreise kein sonderlicher Erfolg war.

Hier ist es nun interessant, den Major einmal näher kennen zu lernen. Was also erfahren wir in den verfügbaren Quellen über den Major Keferstein außer den bereits genannten Details?



Gemälde des Majors in Uniform. Friedrich Karl Ströher. Hunsrück-Museum.

Der Major Ludwig Keferstein entstammte einer Familie von Gutsherren und Fabrikbesitzern und wurde am 28.07.1858 in Kowalow Kielce geboren. Er war das älteste von sechs Kindern und „erhielt

den ersten Schulunterricht in Stroppen Kreis Wohlau beim Pfarrer und kam dann zu einem weitläufigen Verwandten nach Breslau in Pension. Er besuchte die Zwinger Realschule und machte dort 1879 Abitur“.¹³ Seine Schulzeit war hart und sehr spartanisch hinsichtlich Wohnen und Lebensgestaltung, einfaches Essen war angesagt und „keinerlei Taschengeld bis zur Prima.“ (a.a.O.) “Er hatte eine ausgesprochene Begabung für Zeichnen und Malen. Schon auf der Schule zeichnete er nach Modell und fand verdiente, hohe Anerkennung.“ (a.a.O.)

Am 1.4.1879 trat er ins Pionierbataillon in Neiße ein. Er wurde 1880 aktiver Offizier – Secondelieutenant, 1890 Premierleutnant, am 12.09.1894 wurde er Hauptmann und Kompaniechef beim Pionierbataillon in Königsberg. Er konnte nun erst heiraten, da die notwendige Kautions vorgeschrieben war.“ (a.a.O.) 6 Kinder kamen zur Welt, nur 4 wuchsen heran. „Am 07.09.1901 wurde er zum Mitglied des Ingenieur-Komitees in Berlin ernannt ... Er war nicht nur als Maler, sondern auch als Erfinder hochbegabt.“ Das erzählt seine Tochter Dr. Maria Helene Keferstein im genannten Bericht. Seit 1907 ist er in Berlin auf Vermittlung eines Verwandten in einem Unternehmen nach dem freiwilligen Abschied von der Armee. „Beim Ausbruch des Weltkrieges wurde er sofort herangezogen und war im Elsass in den Vogesen beim Ausbau der Stellungen.“ 1917 zum Obersteutnant und Kommandant des Pionierbataillons Nr. 19 in Straßburg ernannt, wurde er Ende des Krieges zum Oberst befördert.“ 1918 bei der Revolution wurde die Familie getrennt, der Oberst blieb zunächst beim Bataillon, die Familie verschlug es nach Bad Harzburg, wo sie auch weiterhin lebte und wo Major Keferstein nach Kriegsende mit seiner Familie wieder zusammentraf. Er hat dort viel gemalt und sein Talent entfaltet. Am 2.11.1925 verstarb er dort unerwartet.

Wenden wir nun nach diesen erklärenden Ausführungen zur Person des Freundes wieder dem Blick hin zu Friedrich Karl Ströher, zu seiner Umgebung und seinen eigenen Lebensbedingungen:

Für ihn sind, wie schon oben gesagt, die Jahre von 1906 – 1912 eine gute Zeit. Die positive Bilanz seines Tuns, seine Verkaufserfolge, bleiben auch noch im Jahr 1911 bestehen. Von der ersten Spanienreise bringt er einen reichen Ertrag an Gemälden mit und hat im Jahr 1912 im Februar eine Ausstellung seiner spanischen Arbeiten in Essen (Briefe Bd. 2, Nr. 90, 5.02.1912). Eine zweite Spanienreise folgt im Sommer 1912. Von dieser kehrt er allerdings krank nach Hause zurück und wird erst nach langer Krankheitsphase durch den Beistand seines Freundes, Prof. Gocht, genesen.¹⁴ Erst 1914 ist er wieder einigermaßen gesund aber nach der langen Zeit, in der er nicht arbeiten konnte, geht es ihm finanziell so schlecht, dass er sich mit Auswanderungsgedanken nach Argentinien trägt und bereits mit den Vorbereitungen beginnt, was der Kriegsausbruch dann allerdings vereitelt.¹⁵

In diesen Jahren richtet sich sein Blick auch auf die politischen Verhältnisse. Schon 1911 registriert er: „Hier schreibt man ziemlich viel über die kommenden Wahlen, die hoffentlich den Konservativen und dem Centrum eine tüchtige Schlappe bringen werden ich glaube wir gehen grossen Veränderungen entgegen, es war schon lange kein so reges politisches Leben mehr wie jetzt.“ (Brief Nr. 83, 13.02.1911) Die politische Großwetterlage beginnt den Alltag der Menschen zu erschüttern. Sicher wäre es übertrieben, hier eine Vorausahnung des nahenden Unheils abzuleiten, aber diese Äußerung spricht doch für eine besondere politische Sensibilität. Seine Einstellung ist fraglos geprägt vom Sozialismus und vom Anarchismus, von dem Gedanken an Selbstverantwortung und Eigenständig-

keit. In Halle hatte er sich im Winter 1895/96 „der Militärbehörde zur Musterung stellen müssen, (ich) wurde aber meines Herzfehlers wegen als gänzlich untauglich befunden.“¹⁶

1915 hat er sich dann in Simmern mustern lassen. Er schreibt darüber an den Vater: „es war gut, daß ich es so machte hier (in Berlin) ist die Musterung noch nicht gewesen so wusste ich woran ich war und konnte mich dadurch einrichten.“ (Brief Nr. 94, 28.09.1915) Er wurde – vorerst – nicht eingezogen, vermutlich aus dem gleichen Grunde, seiner Herzkrankheit, wie 1896.

Die Quellenlage ist für die Zeit von 1912 bis 1916 leider sehr schlecht. 1916 finden wir ihn noch in Berlin, wie der Brief Nr. 94 vom 28.09.1915 ausweist. Im nächsten Brief Nr. 95 schreibt er aus Charlottenburg an den Vater, dass in Berlin Nahrung fehle und ein großer Fettmangel herrsche, dass es auch kaum noch Kartoffeln gebe. Er bittet den Vater um eine Buttersendung und um Speck, Kartoffeln von zu Hause hat er noch. Er kocht jetzt wieder selbst, denn der Mittagstisch, den es, von Vereinen errichtet, in seiner Wohngegend gab und wo er billig essen konnte, ist eingegangen. Der Weg bis in die Innenstadt, dort gibt es noch Mittagstische, ist ihm zu weit.

Er berichtet, dass sein Freund Fritz Ripp, und ein Neffe von Prof. Gocht kriegsbedingt schwer erkrankt sind und meint dazu: „Es ist wirklich noch kein Ende des Krieges abzusehen in jedem Lande giebt es nur kleine Teile der Sozialistischen Parteien die entschieden gegen den Krieg sind und die Regierung nicht mehr unterstützen wollen aber es (sind) noch zu wenige.“ (Brief Nr. 95, 9.01.1915).

Der Ruf nach Frieden zieht sich nun wie ein roter Faden durch alle Briefe. Auch im nächsten (Brief, Nr. 96, o.D., wahrscheinlich 1916) schimmert die Kriegslage durch und wird von Friedrich Karl Ströher thematisiert. Er war einen

Monat auf dem Land gewesen, auf einen Gut bei Bitterfeld. Dort hatte er gut und satt zu essen, aber sonst gefällt es ihm nicht. Dem Pazifisten sind die Leute zu kriegsbegeistert. Der Brief ist an seinen Neffen Fritz gerichtet, der im Feld steht und Ströher schreibt ihm: "Ich glaube, daß Ihr es satt da draussen seid auch wir die große Mehrheit wären froh wenn der Krieg zu ende wäre es wird am Schluss auch gar nichts dabei herauskommen für keinen nicht, dies ist vielleicht gut damit ein jeder einsieht wie blödsinnig der ganze Krieg war es giebt allerdings schon Leute die von einem nächsten Krieg sprechen, hoffentlich stopfen die die aus dem Feld zurückkommen den Kriegshetzern gehörig den Mund". Im folgenden Brief, einem Fragment, das aber offensichtlich aus Berlin stammt, äußert er: „Vom Kriege weiss man hier auch nichts als was die Zeitungen bringen ich lese manchmal die ganze Woche keine es ist ebenso gut, wenn ich eine lese ist mein erstes nachzusehen ob sich noch keine Friedensbestrebungen bemerkbar machen, aber es ist nichts zu entdecken, es finden jetzt wieder Beschlagnahmen von Stoffen statt jetzt wird auch Alles teurer...“ (Brieffragment, Nr. 97 dem Inhalt nach wohl 1916) Immer wieder, so auch in Brief Nr. 98, taucht in Ströhers Schreiben der Wunsch und der Ruf nach Frieden auf. Auf dem Gut, auf dem er war, hat er sich um die dort arbeitenden französischen Gefangenen gekümmert mit denen niemand sprechen kann und für die er dolmetschte und dann ihre Probleme und Klagen weiterleitete. Er findet, dass sie verbissener sind als die anderen jungen Leute, mit denen er öfter in Roitsch sprach – so lautet offensichtlich der Name des Gutes, auf dem er weilte oder der des Dorfes(?), aber er denkt, dass sie doch „noch einmal Freunde werden, das glauben sie aber nicht, Frankreich hätte zuviel gelitten.“ (Brief Nr. 98, 28.12.1916)

In dem Brief Nr. 98 schreibt er an den Vater, dass er in seiner letzten Karte geschrieben habe „Ich würde vielleicht nach Straßburg gehen ich habe doch abgelehnt, ich werde vorerst einmal abwarten, hoffentlich bekommen wir Frieden. Die Feinde streuben sich ja sehr, wenn er aber jetzt nicht kommt dann wird es schlimm werden dann geht es bis aufs Äußerste und Europa wird sich vollständig ruinieren. Ich habe ja direkt nichts mit dem Kriege zu tun und doch leide ich so unter dem Druck, daß ich kaum noch arbeiten kann, zu nichts hat man mehr Lust. Hatt nicht jemand in Irmenach Birnbaumbretter, ich brauche etwas zum arbeiten hier zahle ich für ein Stückchen Brett 18 x 20 cm 2,25 M. es muss aber Birnbaum sein.“ Diese Textstelle ist sehr aufschlussreich: Zunächst zeigt es sich, dass er offenbar Kontakt zu seinem Freund Major Keferstein hat, der seit Kriegsbeginn in Straßburg ist, dann wird seine permanente und tief verwurzelte Friedenssehnsucht deutlich, die dem Pazifisten seit langem eigen ist. Zum anderen fällt sein Gespür für die Zeitströmungen auf, wie wir sie ja aus dem Verlauf des Ersten Weltkrieges kennen. Wir beobachten hier Vorausahnungen hinsichtlich eines heftigen und gnadenlosen Kampfes, der Europa zerstören und völlig verändern wird. Unter diesem Druck leidet Ströher ganz besonders, und er bringt in seinen Neujahrswünschen an die Familie erneut seinen Friedenswunsch für alle zum Ausdruck. Es ist für ihn die zentrale Hoffnung dieser Zeit.

Interessant ist dann aber noch ganz besonders, dass er sich nun in seinem künstlerischen Schaffen der Holzschnitzerei zuwenden wird, um im gestalterischen Arbeiten ein Gegengewicht gegen den Druck, den der Krieg auf ihn ausübt, zu haben.

Seine Themen findet er nun auch in einer künstlerischen Gestaltung, die sich mit dem Kriegsgeschehen und dem Leiden

der Soldaten befasst. Das Selbstportrait von 1917 gibt ein beeindruckendes, ja ergreifendes Bild davon, wie er sein Leiden am Krieg und das aller Soldaten erlebt und wie dadurch der schmerzliche Gesichtsausdruck geprägt und die bedrückte Stimmung der Soldaten erfasst wird. Ihr Dasein ist bestimmt von Hoffnungslosigkeit, Trauer und Ohnmacht angesichts des menschenverachtenden Geschehens.



Friedrich Karl Ströher. Selbstportrait mit Stahlhelm von 1917. Hunsrück-Museum.

Im neuen Jahr 1917 wendet er sich aus Charlottenburg (Brief Nr. 99, 8.01.1917) an seinen Freund Fritz Ripp aus Irmenach mit einer interessanten Beobachtung aus dem Alltag im Kriege: Er verbringt nun den größten Teil des Tages in der Kunstgewerbeschule, teils auch in der Akademie. Sein eigenes Atelier ist ihm verleidet, weil inzwischen jetzt überall im Keller und im Hof Hühner gehalten werden, was der sehr schlechten Versorgungslage geschuldet ist. Aber das Krähen der vielen

Hähne – sechs bis acht Stück in seinem Umfeld – macht ihn schier verrückt, so dass er die Flucht ergriffen hat und seine Tage auswärts verbringt, „was auf dem Land Poesie gibt kann einen hier verrückt machen, solch ein Hähnekrähen wie hier ist schon nicht mehr auszuhalten.“ Wenn er dann abends nach Hause kommt, fängt er erst an zu heizen, und da der Raum zu groß ist, wird sein Zimmer nicht mehr warm, und er friert. In der Kunstgewerbeschule modelliert er und lernt sogar Figuren in Marmor hauen und will vielleicht versuchen, auch noch welche in Holz zu schneiden: ... „habe ich alles gelernt lege ich mich vielleicht hin und sterbe, aber es hatt doch einen großen Reiz immer wieder etwas Neues zu lernen man bleibt ewig jung, immer der Lernende und dabei habe ich nun schon 40 auf dem Rücken. Werde ich nun nach dem Kriege für das alles Verwendung haben, wird es noch Leute geben, die Geld für die Kunst übrig haben? Wäre nur erst der Krieg vorbei, das andere wird sich dann schon finden.“ Da ist er wieder, dieser beharrliche Wunsch nach einem Kriegsende und nach Frieden, der tief in ihm sitzt.

Friedrich Karl Ströher meint, daß es das Beste sei, wieder zur Landwirtschaft zurückzukehren und die Kunst im Winter nebenbei zu treiben. Er bedauert, dass das Klima in Irmenach nicht milde ist, denn er wäre gerne an einem Ort, wo es gutes Obst und Tomaten gibt, die er so gerne isst. Er beschwert sich über die Versorgungslage, die noch viel schlechter ist als im vergangenen Winter, wo es noch Milch, Käse und Räucherwaren zu erschwinglichen Preisen gab, wovon man jetzt nur noch träumen kann, und er fährt fort „man sieht nur noch dürre Räucherheringe zu 80 bis 95 Pfennige, doch will (ich) Dich mit dem Jammern verschonen, Ihr jammert ja auch müsset Ihr aber einmal ein paar Monate in der Stadt leben, so würdet Ihr mit Eurem Dasein sehr zufrieden sein, einziger Trost ist daß es viel schlimmer nicht mehr werden kann. ...

Im Frühling werde ich wohl auch in den Zivildienst treten wenn ich könnte würde ich am liebsten einem Bauern den Knecht machen, wenn ich aber fähig wäre das ganze Jahr schwere Arbeit zu machen wäre ich auch im Schützengraben.“ Mit der Nachricht, dass sein Freund Hermann aus Irmenach auch zur Front gekommen ist, er aber noch keine Nachricht von ihm habe und mit herzlichen Grüßen an den Freund Fritz schließt er den langen Brief.

Wenige Monate später (Brief Nr. 100, 12.05.1917) wird Ströher trotz seiner schwachen Gesundheit Rekrut im Landsturm und ist seit dem 7. Mai 1917 bei den Pionieren in Forbach im Pferdedepot der Trainkaserne als Pferdepfleger. Er ist beim Ersatz-Pferde-Depot XXI/1 A:K. stationiert. Dem Brief an den Vater liegt ein Zettel bei, dass der Vater sich Unterstützung vom Staat holen könne, was Friedrich Karl Ströher aber eigentlich nicht in Anspruch nehmen will. Sein Sergeant überredet ihn aber, mit dem Hinweis, dass man dem Staat nichts schenken solle. „Der Dienst ist leicht(,) nur wenig interessant, vielleicht komme ich aber doch noch an eine andere Stelle. Mit dem Schlafen ist es am schlechtesten bestellt“, so berichtet er nach Hause. Der Antwortbrief aus Irmenach zeigt, dass der Vater keine Unterstützung in Anspruch nehmen will. Ströher ist in Forbach in der Ausbildung und fühlt sich noch immer gesund.

Der nachfolgende Brief Nr. 102 geht an den Pfarrer Rodewald in Irmenach. Ströher führt aus, dass sein Wunsch, in Straßburg eingesetzt zu werden, nicht in Erfüllung gegangen ist. Dort in Straßburg kennt er den Major des Ersatzbataillons – es ist Major Keferstein, sein alter Schüler und Freund aus der Kunstgewerbeschule seit 1908. – Ströher hat aber nun die Hoffnung, nach Straßburg zu kommen, noch nicht aufgegeben und hat ein Versetzungsgesuch eingereicht, vom dem er hofft, daß es durchgeht. Der Major und seine Familie, mit denen er

nun schon so lange eng befreundet ist, möchten ihn gern dort haben, und auch sein Freund Prof. Gocht in Berlin setzt sich mit all seinem Einfluss dafür ein, ihn aus Forbach herauszubekommen.¹⁷ Auf diese Unterstützung durch den befreundeten Prof. Gocht, dem er seinen harten Alltag in der Trainkaserne geschildert hat, weist Ströher den Pfarrer ausdrücklich hin: „Auch ein Freund von mir Professor an der Universität will sich für mich verwenden.“ So informiert er den Pfarrer in seinem Brief vom 02. Juni 1917, nachdem er ihm einen Überblick über sein Leben in der Kaserne gegeben hat.

Er schreibt an den Pfarrer:

„Hier bin ich den ganzen Tag beschäftigt, Morgen habe ich den ersten Sonntag frei, das heisst etwas Dienst habe ich immer noch denn die Pferde müssen gefüttert werden, aber an den anderen Sonntagen hatte ich immer Stallwache, auch am ersten Pfingsttage bis am zweiten um 12 Uhr Mittags, diese Stallwachen ermüden mich am meisten weil ich an solchen Tagen nur ungefähr 3 Stunden Schlaf in der Nacht habe. Ich glaubte nie ein Leben aushalten zu können, wo ich fast keine Minute alleine sein kann, selbst jetzt während ich schreibe summt es wie in einem Bienenschwarm um mich herum an demselben Tische sitzen eine Anzahl Menschen die sich unterhalten. Die ersten Nächte konnte ich gar nicht schlafen, erstens ist das Bett sehr hart, dann schlafen in demselben Raume weit über hundert Mensch, Betten sind sogar für 320 Mann dort und drunter ist ein Pferdestall, die Pferde machen auch keinen geringen Lärm, ich habe es gelernt in all diesem Tumult zu schlafen ja nach einer Stallwache schlafe ich wie ein Sack von Abends bis Morgens durch. Meine ganze Beschäftigung ist die Pferdepflege, ich liebe Tiere sehr, namentlich Pferde der Dienst fällt mir darum nicht schwer. Es giebt verschiedene unangenehme Vorgesetzte hauptsächlich unter den Unteroffizieren die keine Bildung, das heisst Her-

zensbildung besitzen, überhaupt wird viel geschrien und geschimpft, ob das der Umgang mit den Pferden mit sich bringt oder ob das überhaupt eine Frucht des Militarismus ist, im Anfang war ich sehr unglücklich über dieses rohe Betragen jetzt bin ich schon etwas abgebrüht. Ich versuche mich ein wenig im Holzschnitt leider fehlt mir die Zeit, nächstens will ich Ihnen eine Karte senden, einen Pferdekopf mit Männerkopf ein Symbol des Pferddepots, in 7-14 Tagen hoffe ich mehr zu wissen.“



Friedrich Karl Ströher. Das Symbol des Pferddepots. Hunsrück-Museum.

Dieser Auszug aus dem Brief an den Pfarrer zeigt nun doch deutlich, dass Ströhers erste Berichte aus Forbach und über sein Wohlergehen dort ziemlich geschönt waren. Seine Gesundheit und seine Sensibilität für das notwendige und rücksichtsvolle Miteinander sind dem rauen Soldatenleben nicht gewachsen, lassen ihn vielmehr sehr leiden.

Umso erfreulicher ist die Nachricht, die der Brief Nr. 103 vom 17. Juni 1917 an

den Vater übermittelt: „Seit gestern Abend bin ich hier in Straßburg Herr Major Keferstein hatt mich sehr gut aufgenommen, in einem Brief werde ich Dir bald Näheres mitteilen.“

Aber dann folgen bis zum Kriegsende nur noch drei Briefe an den Vater vom November und Dezember 1917. Danach versiegt diese so persönliche Quelle.

Am 8.11.1917 berichtet er davon, dass er an seinen Bruder Peter in Irmenach 5 kg Karbid sendet, damit sie in Irmenach Brennmaterial für ihre Lampen haben, sie sollen sparsam damit umgehen, denn Karbid ist auch in Straßburg schwer zu bekommen und teuer. Diese Bemerkung wirft wiederum ein Licht auf die schlechte Versorgung im Reich. Sodann vermeldet er, dass es ihm gut gehe und er noch immer gesund sei. Bei einer kommissarischen Untersuchung in der zurückliegenden Woche wurde er wieder, wie schon vorher, arbeitsverwendungsfähig für die Heimat geschrieben. Im folgenden Brief Nr.106 vom 2.12. 1917 erzählt er zunächst, dass er den Major, der nun schon seit Kriegsbeginn Oberstleutnant ist, und offensichtlich jetzt Urlaub hat, im Schwarzwald besuchte, um dann zu berichten, mit welchen Methoden er rheumatische Rückenschmerzen vertrieben hat: „wir haben in unserer Werkstatt, die ja die Küche des Casinos wird einen großen Herd stehen, auf den Herd wenn er recht heiss war habe ich mich mit dem Rücken gelegt, in ein paar Tagen hatte ich die Schmerzen weg.“ Da staunt man wohl über diesen rabiaten Selbstheilungsversuch.

Weiter erzählt er auch, dass es ihm abends langweilig ist, weil er kein gutes Licht zum Arbeiten hat und nun noch fast zwei Monate darauf warten muss, bis die Abende länger und heller werden. Solch kleine Zwischenbemerkungen lassen darauf schließen, dass seine Zeit in Straßburg für ihn doch deutlich erträglicher ist als die in Forbach, und sie belegen auch sein gutes Verhältnis zu dem

Oberstleutnant Keferstein. Im letzten Brief (Nr.107) aus Straßburg an den Vater vom 28.12.1917, der nur unvollständig erhalten ist, verweist er erneut auf Friedenshoffnungen, zunächst auf einen Frieden mit Russland und auf Friedensbemühungen der Parteien in Deutschland.

„Dem Oberstleutnant passt das nicht wie wohl den meisten Militärs, Gottlob daß sie den Frieden nicht zu machen haben ... dabei regt er sich furchtbar auf, während Frau Oberstleutnant ganz meine Ansichten hatt.“ Zum Schluss wünscht er seiner Familie in der Heimat ein gutes neues Jahr „vor allen Dingen Frieden.“

In Straßburg konnte Ströher nun wieder mehr seiner Kunst leben. Hier fing er intensiv mit der Holzbildhauerei an, der er sich in den ersten Anfängen schon 1916 zugewandt hatte, und hier wartete auch ein größerer Auftrag auf ihn, von dem nun zu berichten ist.

Bei den Notizen von Ernst Siegel befinden sich ganz offensichtlich auch Ausschnitte von Gesprächen mit Charlotte Ströher. Dort gibt Siegel folgenden Gesprächsauszug wieder:

„ ... Er war beauftragt worden, ein Bildwerk zu schaffen, das der Aufbewahrung der von dem Regiment auf der Lorettohöhe¹⁸ erbeuteten Glocke dienen sollte. Es entstand das 4,20 m hohe turmartige, in Eichenholz gearbeitete Denkmal mit dem Relief eines Verwundeten, den ein Soldat auf seinem Rücken trägt. Das Denkmal steht in Berlin bei Prof. Gocht u. wartet noch auf eine würdige Aufbewahrungsstätte. Das Regiment hat sich nicht mehr darum gekümmert.“

Zu dem Denkmal schreibt Prof. Gocht am 12.12.1917: „Sehr schön, dass Sie mit dem Denkmal nach Ihren Ideen vorwärts kommen. Ein Soldat mit einem Verwundeten auf dem Rücken halte ich für ausgezeichnet.“ Damit erfasst er sicher den eindrucksvollsten Teil des Denkmals, das insgesamt wohl bewundernswert war.



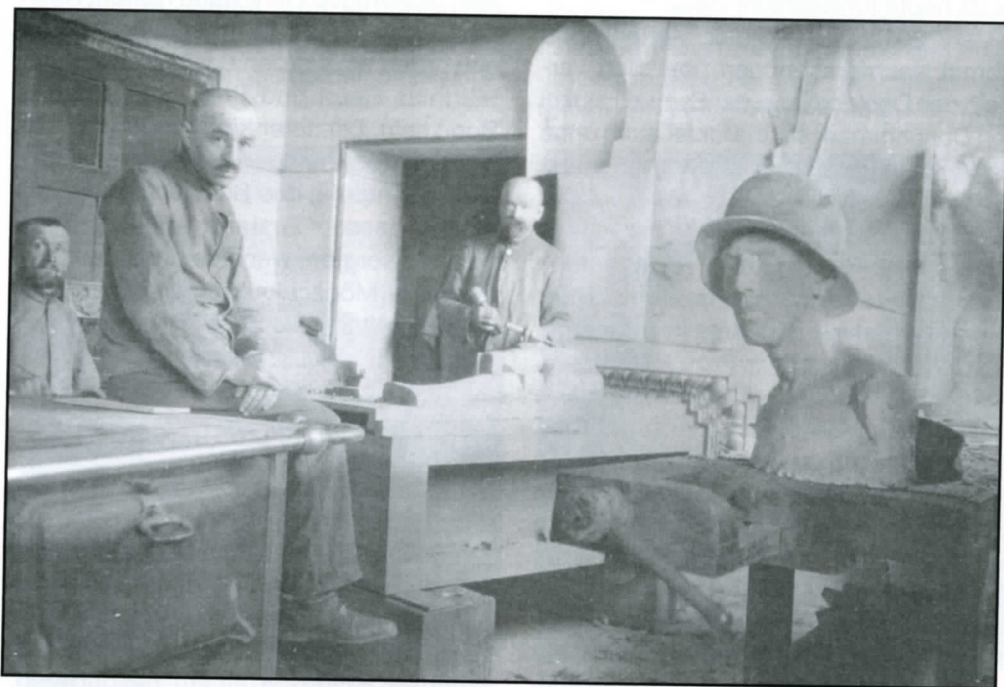
Der eindrucksvolle Turm war in einer Schreinerei in Straßburg entstanden, in der Ströher sein Atelier hatte. Hunsrück-Museum.

Am linken Rand seiner Mitschrift notiert Siegel noch zu dem Denkmal: „Später ist es in Magdeburg in dem Offizierskasino aufgestellt worden. Dieter Merten verweist 2004 in einem Brief an den Kunst-sachverständigen Kurt Erbar darauf, dass das Denkmal schließlich in einer Turnhalle in Magdeburg stand.¹⁹

Nach dem Krieg gingen die Bemühungen um die Unterbringung des Denkmals weiter. Friedrich Karl Ströher wandte sich von Irmenach aus an den Fürsten Henkel von Donnersmark wegen eines möglichen Ankaufs des Turmes durch den Fürsten. Offenbar hatte auch hier Prof. Gocht eine Vermittlerrolle übernommen. Ströher schreibt am 29.Juli 1923 in einem nur noch als Fragment erhaltenen Brief: „An seine Durchlaucht den Fürsten Henkel von Donnersmark



*Schreinerei in Straßburg mit Ströher. Hier entstanden Ströhers Holzplastiken.
Hunsrück-Museum.*



Hunsrück-Museum.

Seine Durchlaucht hat bei Prof. Gocht in Berlin in der Genthiennerstrasse, ein mir gehörendes in Holz geschnitztes Denkmal gesehen und sich dafür interessiert. Wie mir Herr Prof. Gocht mitteilte, hat seine Durchlaucht auch über einen Ankauf des Denkmals mit ihm unterhandelt.“²⁰

Danach berichtet er über seine Situation in dem besetzten Gebiet im Westen des Reiches. Der weitere Brief ist zerstört und das Fragment nicht mehr wiederherzustellen. Immerhin zeigt er aber den künstlerischen Rang Ströher an, der mit seiner Kunst auch vor hochrangigen Kunstkennern bestehen kann.

Zu dem Verkauf des Turmes gibt es noch eine briefliche Äußerung von Fritz Röll, einem mit Ströher befreundeten Bildhauer an Ströher mit dem Datum 30.03.1925: „Gocht wollte dem Grafen H.D. Deinen Holzturm verkaufen für 2.000 M. u. frug mich darum. Ich sagte immerzu. Ein rechter Liebhaber findet sich doch nicht u. große Lust scheint der Herr Graf auch nicht zu haben. Billig ist die Arbeit, aber es ist heute (unleserlich) Geld.“²¹

In Jahr 2014 stellte Dieter Merten noch einmal Nachforschungen über den Verbleib des Denkmals bei der Familie Henkel von Donnersmark an, die leider auch ohne Erfolg blieben. Das Denkmal muss als verloren gelten.

1918 kehrte Ströher nach Berlin zurück und „arbeite(te) vorübergehend in der Charlottenburger Kunstgewerbeschule bei dem Holzbildhauer Prof. Perathoner. Hier entstand der „Abessinier“ nach einem Abessinier in Eichenholz gearbeitet. Danach entstanden die beiden Köpfe des Vaters u. der kleine Mädchenkopf, in Lindenholz. Bis 1920 hat er sich in Berlin mit der Plastik beschäftigt. Er hat viele Gipsmodell gemacht: Männer- u. Frauenköpfe, ein Selbstportrait, männl. u. weibliche Aktfiguren in verschiedenen Stellungen. Alle diese Gipsarbeiten sind zum größten Teil wieder vernichtet worden. Die

hier gemachten Holzplastiken sind alle nach Gipsmodellen gearbeitet, die er sich vorher angefertigt hatte. In den späteren Jahren hat er ganz auf das Gipsmodell verzichtet, ja überhaupt kaum erst in Ton geknetet, sondern gleich die Figuren aus dem Holz herausgehauen.“²²

Nach Kriegsende hat Ströher mehrere Kriegerdenkmale und Gedenktafeln geschaffen, die den Schmerz des überzeugten Pazifisten über das Leiden der Soldaten im Krieg zum Ausdruck bringen. Erhalten sind das Kriegerdenkmal auf dem Friedhof in Irmenach, das Relief über dem Kirchenportal in Irmenach und das Kriegerdenkmal in Hirschfeld, die inzwischen alle restauriert und in gutem Zustand sind.

Wenn man so den Lebenslauf Ströher und seine künstlerische Leistung Revue passieren läßt, erkennt man, dass er immer wieder Kunstkenner fand, die seine Mäzene wurden und die ihn unterstützten und den Blick der Kunstinteressierten auf sein großartiges Werk wach hielten. Nach dem Krieg, als er in Irmenach sesshaft geworden ist, werden das besonders Dr. Matthias Rech und Prof. Gerhartz aus Bonn sein. Letzterer kam umgehend aus Bonn – trotz heftigen Schneetreibens – zur Behandlung des Schwerkranken, als er von dessen Zustand erfuhr.²³ Diese Mäzene sorgten, wenn es darauf ankam, für seine Möglichkeit, finanziell abgesichert arbeiten zu können (Herr Naber aus Rheydt), für seine Gesundheit und für sein künstlerisches Vorwärtskommen (Prof. Gocht) und für sein Überleben im Krieg, (Major/Oberst Keferstein), denn einen lang andauernden Aufenthalt in Forbach z.B. hätte Ströher wohl kaum gesund überstehen können. Sie alle gaben ihm Selbstbewusstsein und den Glauben an seine künstlerische Begabung und seine herausragenden Leistungen. Und sie alle standen zu ihm in einem besonderen, freundschaftlichen Verhältnis.

1991 schenken die Töchter des Majors dem Städtischen Museum Braunschweig 15 Gemälde mit Landschaftsmotiven aus dem Harz aus dem Nachlass ihres Vaters. 1992 gibt es dort eine kleine Kabinettausstellung mit den Gemälden des talentierten Majors (Obersten) Keferstein. Über den Major berichtet eine Pressemitteilung vom 26.06 1992 folgendermaßen:

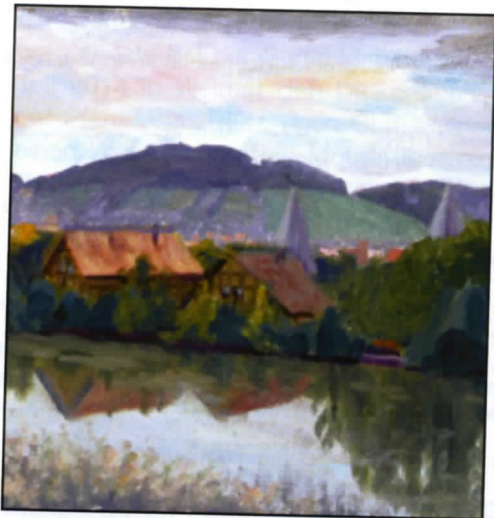
„Die dem künstlerisch talentierten Ludwig Keferstein verbleibende Zeit war natürlich viel zu kurz, um einen eigenen, in sich gefestigten Stil zu entwickeln. Wie die Motivauswahl zeigt, blieb er ein Suchender, der die von den namhaften Künstler der Zeit vorgegebenen Strömungen eigenständig zu interpretieren versuchte. Dabei entstanden in der Motivwahl und in den Farbklangen durchaus eigene Ansätze, deren Palette von der späten Romantik über den Impressionismus bis zu expressiven Deutungen reicht.“²⁴

Damit erschließt sich auch eine Nähe zu seinem Lehrer und Freund, Friedrich Karl Ströher und seinen Malgegenständen. Mit Major Keferstein hat Ströher auch zusammen gemalt, und es gibt einen klaren Bezug zu Ströher, dem Lehrer und Freund in den Gemälden des Majors (Obersten).

Vier Gemälde, die bei Ströhers Aufenthalt in Südfrankreich entstanden sind, konnte Hans Bungenstab, ehemaliger Bürgermeister von Simmern und sehr engagiert in Sachen Ströher, mit Hilfe des Werkverzeichnisses von Friedrich Karl Ströher, welches Klemens Kroh in seiner Dissertation über Ströher im Jahr 1991 vorgelegt hat, im Besitz der Familie des Majors ausfindig machen. Hans Bungenstab besuchte 1998 die Töchter von Major Keferstein in ihrem Haus in Bad Harzburg. Er zeigte Interesse an den Gemälden von Friedrich Karl Ströher und konnte sie für das Museum in Simmern erwerben. Es sind die Werke:

- *Stilleben mit Blütenzweig*
- *Landschaft in Südfrankreich am Morgen*
- *Landschaft in Südfrankreich in Sonnenglut*
- *Landschaft bei Beaucaire*

Sie befinden sich alle vier in der Kunstsammlung Friedrich Karl Ströher im Hunsrück Museum im Simmerner Schloss. Zudem ist es besonders interessant, dass erst kürzlich ein Gemälde von Ströher von der Friedrich Karl Ströher Stiftung erworben wurde, das den Major im Halbporträt darstellt. Mit dieser Neuerwerbung wird auch Ströhers Schüler,



Ludwig Keferstein. *Kleinstadt am Fluss*.
Städtisches Museum Braunschweig.



Friedrich Karl Ströher: *Der Major im Halbporträt*. Hunsrück-Museum.

Freund und Beschützer im Hunsrück Museum ein Andenken gesetzt werden.

So fügen sich immer wieder neue Facetten dem Bild von Friedrich Karl Ströher ein und erweitern die Kenntnis von seinem Lebenslauf, seinem künstlerischen Werk und seinem Ansehen zu seinen Lebzeiten.

Am 14. Nov. 1918 wird Ströher aus der Armee nach Laufersweiler demobilisiert, am 3. Dezember erfolgt seine Anmeldung in Irmenach.²⁵

1922 lässt er sich dauerhaft mit seiner Frau Charlotte in Irmenach nieder. Dort verstarb er am 14. Dezember 1925 an seinem Herzleiden, sechs Wochen nach dem Freund, der am 2. November 1925 gestorben war.

Anmerkungen:

1 Lebenserinnerungen des Malers Friedrich Karl Ströher, 1876-1926, bearbeitet von Dieter Merten, Fritz Schellack, Christel Schumacher u.a., Simmern 2004, S.16.

2 Lebenserinnerungen S.27.

3 Lebenserinnerungen S. 30.

4 Lebenserinnerungen S. 36.

5 Vgl. Lebenserinnerungen S.38/40.

6 So Klemens Kroh in Lebenserinnerungen, S. 233. Siehe auch dort S. 38 u. 40.

In den Lebenserinnerungen finden sich vor allem auf den Seiten 19 bis 40, die Aufenthalte in Halle und Zürich betreffend, Hinweise auf Ströhers Einstellung hinsichtlich des Sozialismus und Anarchismus, also bezüglich seiner sozialen und politischen Position und weiterhin in den Aufsätzen von Klemens Kroh, S. 230 bis S. 251 sowie von Wolfgang Heinemann S. 256 bis S. 271.

7 Lebenserinnerungen, S. 40.

8 In der Seession sammelten sich seit den neunziger Jahren des 19. Jh. junge Künstler, um ihr künstlerischen Interessen gegen den Stil der damals anerkannten Künstler durchzusetzen.

9 Lebenserinnerungen, S. 109.

10 Friedrich Karl Ströhers Briefe an seinen Vater sind im Hunsrück Museum in Simmern in zwei Aktenordnern nummeriert und in chronologischer Reihenfolge abgelegt. Es sind insgesamt 148 Dokumente. Davon entfallen die Briefe Nr. 1 bis Nr. 69, das sind die Jahre 1892 bis 1908, auf den ersten Band, die Briefe und Dokumente Nr. 70 bis Nr. 148 auf den zweiten Band, das sind die Jahre von 1909 bis 1922. Die Briefe werden hinfort der Klarheit und der Einfachheit halber, auch um den Lesefluss nicht allzu sehr zu stören, unter ihren Nummern und dem Datum im laufenden Text zitiert.

11 Ströhers Briefe sind oft in Rechtschreibung, Zeichensetzung und Grammatik fehlerhaft, was sicher der nicht sehr gründlichen Ausbildung in der Irmenacher Volksschule zuzuschreiben ist. Um der größeren Authentizität willen sind die Fehler weitestgehend beibehalten.

12 Notizen von Ernst Siegel: „Auszüge aus den Briefen Karl Ströhers an seinen Vater“, S. 31, Hunsrück-Museum.

13 Die Angaben stammen aus einem Bericht des Veters Gottfried Keferstein, Hamburg, abgelegt in einer Akte von Dieter Merten über den Major Keferstein.

14 Vgl. dazu Elke Heinemann: „Der Maler und sein Mäzen“ in Hunsrücker Heimatblätter Nr. 154, April 2014, S.199f.

15 Vgl. dazu die Notizen von Ernst Siegel, S. 36/37.

16 Lebenserinnerungen, S. 31.

17 Vgl. dazu Elke Heinemann: Der Maler und sein Mäzen in HHBL 154, April 2014, S. 202.

18 Die Lorettohöhe ist eine Anhöhe zwölf Kilometer nördlich von Arras mit einer Wallfahrtskapelle, die im Ersten Weltkrieg ganz besonders heftig umkämpft war und wo ganz besonders viele Opfer zu beklagen waren.

19 Ernst Siegel Notizen, S. 40/41 und Akten von Dieter Merten.

20 Das Brieffragment ist in einer Akte „Keferstein“ bei Dieter Merten erhalten.

21 Fritz Röhl, war ein Bildhauer und Freund von F.K. Ströher, der öfter schon bei dem Verkauf von Ströhers Bildern in Berlin behilflich war. Brief Nr. 122, Ströher Briefe an den Vater Bd. 2.

22 Ernst Siegel, Notizen zu Friedrich Karl Ströher, S. 40, 41. Im Anschluss an das Zitat hier führt Siegel noch weitere Informationen zu Ströhers Holzplastiken aus den Jahren 1922 – 1925 aus. Ebenso berichtet er über die Gefallendenmäler und Gedenktafeln die Ströher nach dem Krieg für verschiedene Dörfer im Hunsrücks angefertigt hat.

23 Vgl. dazu Elke Heinemann: „Wo du bleibest, da bleibe ich auch,...“ Simmern 2009, ISBN: 978-3-00-029523-2, S.76.

24 Die Herkunft der Pressemitteilung ist in der Quelle nicht angegeben. Sie muss aber aus dem Braunschweiger Raum stammen.

25 Vgl. den tabellarischen Lebenslauf bei Kroh, Klemens, „Friedrich Karl Ströher – Das malerische Werk“, Gießen 1991, Simmern 1992, Anhang B, S. V.